

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Eduardo Mendoza

Der Friseur und die Kanzlerin

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I
EIN STAR TRITT AUF

Es klingelte. Ich machte auf. Hätte ich es doch nie getan. Vor der Tür fuchtelte ein Postbeamter wild blickend und verwegen gestikulierend, beides in langen Jahren eisernen Drills durch unmenschliche Unteroffiziere erworben, mit einem an meinen Namen und meine Adresse gerichteten Einschreibebrief. Bevor ich den Umschlag entgegennahm, mich auswies und die erforderliche Unterschrift leistete, versuchte ich mit dem Hinweis zu kneifen, hier wohne niemand dieses Namens, und hätte jemand dieses Namens hier gewohnt, so wäre er jetzt tot, und überhaupt, der Verstorbene sei vorige Woche in Urlaub gefahren. Es half alles nichts.

Also unterschrieb ich, trollte sich der Briefträger, öffnete sich der Umschlag (mit meiner Hilfe) und verblüffte es mich, darin eine Glanzpapierkarte zu finden, mit der mich Seine Magnifizienz, der Rektor der Universität Barcelona, zur Investitur von Dr. Sugañes zum Doktor honoris causa einlud, einem auf den 4. Februar des laufenden Jahres in der Aula dieser altehrwürdigen Lehranstalt anberaumten Akt. Unter dem gedruckten Text erläuterte ein handschriftlicher Zusatz, die Einladung werde mir auf ausdrücklichen Wunsch des zu Ehrenden zugestellt.

Dass sich Dr. Sugañes trotz der seit unserer letzten Begegnung verstrichenen Zeit an mich erinnerte, war doppelt verdienstvoll. Zunächst, weil sich in seinem Gedächtnis gelegentlich altersbedingte Lücken, ja Abgründe auf-

taten. Und zweitens, weil er sich nicht nur an mich erinnerte, sondern es voller Zuneigung tat. Ehrlich gesagt konnten wenige Menschen ein getreueres Zeugnis seines ausgedehnten Berufslebens ablegen als ich, denn – falls sich der Schilderung dieser Abenteuer ein Leser anschließt, der mein Vorleben nicht kennt – in der Vergangenheit war ich ungerechtfertigterweise, was jetzt nichts zur Sache tut, in einer Strafanstalt für geistesgestörte Gesetzesbrecher eingesperrt, und diese Anstalt wurde auf Lebenszeit und mit unzimperlichen Methoden von Dr. Sugrañes geleitet, weshalb es zwischen ihm und mir, kaum erstaunlich, zu geringfügigen Missverständnissen, leichten Meinungsverschiedenheiten und einigen physischen Aggressionen kam, bei denen ich fast immer den Kürzeren zog, obwohl ich ihm einmal die Brille zerbrach, ein andermal die Hose zerriss und ein drittes Mal zwei Zähne ausschlug.

Am wahrscheinlichsten jedoch war, sagte ich mir, nachdem ich die Einladung wieder und wieder gelesen hatte, dass Dr. Sugrañes seine Laufbahn beschließen wollte, ohne demjenigen zu grollen, mit dem er so lange Zeit zusammengelebt und dem er so viel berufliches, emotionales, ja physisches Bemühen hatte angedeihen lassen. Also nahm ich in meiner Antwort die Einladung dankend an. Und da die Veranstaltung eine feierliche und der Ort gewissermaßen sagenhaft war, lieh ich mir einen grauen Flanellanzug aus, der mehr oder weniger meine Größe hatte, und vervollständigte ihn mit einer karminroten Krawatte und einer aufplatzbereiten Nelke im Revers. Mit dieser Aufmachung glaubte ich den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben – Pustekuchen. Kaum gelangte ich zum angegebenen Zeitpunkt unter Vorweisung der Einladung vor den Eingang des edlen Kolosseums, schieden mich einige Saaldiener

von den übrigen Teilnehmern, führten mich in ein elendes Kabäuschen und befahlen mir im Kasernenhoftone, mich auszuziehen. Als ich nur noch die Socken am Leibe trug, steckten sie mich in einen grünen Nylon-Krankenhauskittel, vorn geschlossen und hinten mit einigen Bändern zusammengehalten, so dass die Gesäßbacken mit allem Drumherum zu sehen waren. In dieser Aufmachung geleiteten sie mich mehr gewaltsam als gutwillig in einen großen, dicht besetzten Prachtsaal und hießen mich ein Podium erklettern, neben dem in Toga und Barett Dr. Sugañes referierte. Mein Auftritt löste erwartungsvolles Schweigen aus, das der Vortragende brach, um mich als einen der schwierigsten Fälle eines ganz der Wissenschaft gewidmeten Lebens zu präsentieren. Einen Zeigestock auf mich richtend, beschrieb er meine Ätiologie mit einer Fülle an Verfälschungen. Wiederholt versuchte ich mich gegen seine Anschuldigungen zu wehren, aber vergebens: Sowie ich den Mund öffnete, übertönte das Gelächter des Publikums meine Stimme und damit meine stichhaltigen Argumente. Dem Geehrten jedoch wurde respektvoll gelauscht; die Fleißigsten machten sich Notizen. Glücklicherweise endete der Vortrag bald. Nachdem er einige für mich schmachvolle, die Anwesenden aber ergötzende Episoden erzählt hatte, verfolgte mich Dr. Sugañes zur Krönung seiner Darlegungen mit einem Klistier durch die ganze Aula.

Am Ende dieses stark beklatschten Teils des akademischen Akts wurde der frischgebackene Doktor honoris causa von anmutigen Masteranwärterinnen mit Rosenblättern beworfen und ich ins Kabäuschen zu meinen Kleidern zurückgeführt. Zu meiner größten Überraschung traf ich hier auf einen ehemaligen Sanatoriumskollegen, den ich

seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, dessen Bild ich aber unauslöschlich in mir trug: Romulus der Schöne.

Als ich in die oben erwähnte medizinische Strafanstalt eingeliefert wurde, befand sich Romulus der Schöne schon etwas über ein halbes Jahr dort und hatte bereits den Respekt der anderen Internierten gewonnen und sich die Feindschaft von Dr. Sugrañes eingehandelt. Ich handelte mir bald letztere ein und gewann niemals erstere. Romulus war jung und hatte sehr gefällige Züge – er sah dem damals auf dem Gipfel seiner Kunst und Schönheit stehenden Tony Curtis außerordentlich ähnlich. Tony Curtis zu gleichen kann positiv oder negativ sein, je nachdem. In einer Irrenanstalt indessen ist es nicht von Belang, doch Romulus hatte nicht nur ein hübsches Gesicht und eine athletische Konstitution, sondern auch ein elegantes Auftreten, ein sanftes Benehmen, er war intelligent und äußerst diskret. Von seinem Vorleben wusste niemand etwas, aber die Gerüchte schrieben ihm unglaubliche Missetaten zu. Anfänglich mied er meine Gesellschaft, und ich suchte nicht die seine. Eines Nachmittags versuchte Luis Mariano Moreno Barracuda, ein Ganove aus dem Saal B, der sich als der Zorro, Tschu En-lai und die Espasa-Enzyklopädie ausgab, ohne dass diese Zuschreibungen oder gar ihre Häufung irgendwie gerechtfertigt gewesen wären, mir mein Vesperbrot zu stibitzen. Wir beschimpften uns, und wegen eines Kantens Brot verpasste mir der andere eine Tracht Prügel. Romulus der Schöne mischte sich ein, um Frieden zu stiften. Nach der Friedenstiftung hatte Luis Mariano Moreno Barracuda einen gebrochenen Arm, ein halbes Ohr weniger und Nasenbluten. Wir wurden beide in die Strafzelle gesteckt und Barracuda ins Krankenzimmer, das er in der Überzeugung verließ, außer den obengenannten

auch Jessye Norman zu sein. Unterwegs zur Zelle flüsterte mir Romulus zu: *Homo homini lupus*. Ich dachte, er erteile mir die Absolution. So was kann in einem Irrenhaus schon mal vorkommen. Später erfuhr ich, dass er ein belebener Mann war. Das Eingeschlossensein und die damit verbundenen Kaltwassergüsse zeitigten eine nachhaltige Freundschaft zwischen uns. Trotz des Unterschieds in Charakter und Bildung verband uns der Umstand, dass wir uns beide aufgrund gerichtlicher Willkür hinter Schloss und Riegel befanden. Zu jener Zeit war Romulus mit einer Schönheit verheiratet, die ihn oft besuchte und ihm Lebensmittel, Zigaretten (früher wurde noch geraucht), Bücher und Zeitschriften mitbrachte. Essen und Zeitschriften teilte er mit mir im Wissen, dass er nicht mit einer Gegenleistung rechnen durfte – mich besuchte keiner. Als er einmal grundlos und aus purer Aversion eines Vergehens beschuldigt wurde, leistete ich Bürgschaft für sein gutes Benehmen. Das trug uns erneut die Strafzelle ein. Die Übereiltheit, mit der man uns aus dem Sanatorium entließ, und das geringe Interesse aller, den Aufenthalt daselbst zu verlängern, verwehrten uns ein Abschiednehmen, wie es unter Kameraden geboten gewesen wäre. Als wir uns zum letzten Mal gesehen hatten, waren wir in Unterhosen. Jetzt, viele Jahre später, trafen wir uns wieder, und ich war immer noch in Unterhosen. Er dagegen trug einen gutgeschnittenen Anzug aus blauem Tuch, eine gestreifte Krawatte, einen waldgrünen Lodenmantel und blankgewienerte Mokassins. Auch sein gefälliges Aussehen hatte er nicht eingebüßt, ja, er glich immer noch Tony Curtis, doch genau wie diesem merkte man auch ihm die Anstrengung an, so zu bleiben, wie er war.

Wir verschmolzen in herzlicher Umarmung, und dabei

glitt sein Toupet zu Boden. Nach diesem peinlichen Augenblick und der Mitteilung, er sei als Ersatzmann zur Investiturzeremonie geladen worden, erkundigte er sich nach meinem Ergehen, seit wir uns zum letzten Mal gesehen hätten. Bevor ich antwortete, fragte ich rein höflichkeitshalber nach seinem Ergehen. Da ich mittlerweile fertig angezogen war, seufzte er und sagte:

«Ach, mein Freund, meine Geschichte lässt sich nicht in einigen Minuten zusammenfassen. Aber wenn du Zeit, Lust oder die Güte hast, sie dir anzuhören, und dich von mir zu einem Imbiss einladen lässt, werde ich sie dir ausführlich erzählen.»

Erfreut willigte ich in den Vorschlag ein, denn nichts bereitete mir eine größere Freude, als unsere alte Freundschaft wiederaufzunehmen. Unbemerkt verließen wir das gelehrte Haus und gingen in eine nahe Speisewirtschaft. Romulus bestellte eine Portion Sardellen, für sich ein Glas Weißwein und für mich eine Pepsi. Es rührte mich, dass er sich noch an mein Lieblingsgetränk erinnerte. Nachdem wir bedient worden waren, setzte er zur Schilderung des letzten Teils seiner bewegten Biographie an.

WAS ROMULUS DER SCHÖNE ERZÄHLTE

Die Schließung der Anstalt hatte Romulus den Schönen in eine so missliche Lage versetzt wie die anderen Insassen auch, eingeschlossen den Protokollanten dieser ursprünglich mündlichen Erzählung. Dank seinen Geistesgaben, dem Zufall und der Fürsorge anderer fand er trotz seiner Vorstrafen bald eine nicht nur ehrliche, sondern auch ehrenwerte Arbeit als Pförtner eines herrschaftlichen Hauses im nicht weniger herrschaftlichen Bonanova-Viertel. Dort veredelte der tägliche Umgang mit wohlherzogenen Menschen seine Manieren; gelegentliche Geschenke besserten seinen Hausrat auf. Nach drei Jahren wurde er von der Eigentümergemeinschaft entlassen, da man die Ausgaben reduzieren wollte. Mittellos und ohne die Möglichkeit, zu welchen zu kommen, jedoch nicht entmutigt, beschloss er, einen Bankkredit zu beantragen, um damit ein Geschäft aufzuziehen. Ein schöner Anzug und ein gutes Benehmen öffnen die wichtigen Türen, heißt es – sogleich wurde er herzlich von Dr. Villegas empfangen, dem Leiter der von ihm ausgewählten Bankfiliale. Bei den in der Pförtnerloge geleisteten Diensten hatte er die Unterschriften der Magnaten in seinem Haus kennengelernt. Er legte Bürgschaften mit den gefälschten Unterschriften der reichsten von ihnen vor und suchte um einen Kredit nach, dessen Ausarbeitung mehrmaliges Erscheinen in der Filiale erforderte. Als er ihm schließlich gewährt wurde, kannte Romulus der Schöne die Raumaufteilung und das Wesen und Verhalten

des Personals bis ins kleinste Detail. Mit dem Kredit besorgte er sich zwei Pistolen, zwei riesige Aktentaschen und zwei Sturmhauben. Er kaufte alles doppelt, da er für seine Operation einen Gehilfen benötigte. Bei der Wahl beging er einen Fehler.

Der Erwählte hieß oder nannte sich Johnny Pox, stammte aus dem Ausland, war neu in der Stadt und unbescholten, ernsthaft, methodisch und guter Dinge. Er machte Bodybuilding, trank und rauchte nicht und konsumierte keine Drogen. Widerspruchslos stimmte er dem Vorschlag, dem vorgesehenen Ablauf und dem ihm bei der Verteilung der Beute zufallenden Anteil zu. Am Vorabend entwendeten sie ein 125er-Motorrad und parkten es vor dem Eingang der Bankfiliale, um nach getanem Überfall damit das Weite zu suchen. Romulus der Schöne hatte keinen Führerschein, schon gar nicht für Zweiräder, aber sein Komplize war ein versierter Motorradfahrer.

An diesem Punkt der Erzählung unterbrach ich ihn, um meiner Verwunderung Ausdruck zu geben: Es wollte mir selbst angesichts so widriger Umstände nicht in den Kopf, dass sich Romulus zu einer Missetat dieses Kalibers verstiegen hatte.

«Pah», sagte er, «heutzutage ist Bankraub ein Kinderspiel.» Und amüsiert über meine erstaunt-hingerissene Miene, fügte er hinzu: «In der modernen Welt ist klingende Münze eine Reliquie. Sämtliche Transaktionen, ob gewichtig oder unbedeutend, werden mit der Kreditkarte oder online getätigt. Natürlich mit Ausnahme schwarzer Operationen, aber die laufen nicht über die Bank oder zumindest nicht über die Stadtteilfilialen. Jedenfalls haben die Banken in ihren Geldschränken nur eine geringe Menge in bar, und folglich lohnt sich Bankraub nicht mehr. Diebe

nehmen lieber Juwelierläden oder Privatwohnungen aus. Die Banken wiederum haben in ihrer Wachsamkeit nachgelassen – es zahlt sich für sie nicht mehr aus, bewaffnete Wachleute einzustellen. Der Geldschrank steht immer offen, und der Alarm ist ausgeschaltet. Die Videokameras sind zur Decke gerichtet und die Angestellten davon überzeugt, dass sie im Zuge des Personalabbaus von einem Tag auf den anderen auf der Straße stehen können, und so kommt es ihnen gar nicht erst in den Sinn, ihr Leben zu riskieren, indem sie Widerstand leisten.»

Wieder unterbrach ich ihn und fragte, welchen Sinn es denn habe, für eine so magere Beute eine Bank auszurauben.

«Alles ist relativ», meinte er. «An einem guten Tag kann man mit wenig Anstrengung und ohne jedes Risiko gut und gern zweitausend Euro rausholen. Mit zwei Überfällen pro Monat kommt man gradeso durch.»

Alles war so verlaufen, wie Romulus der Schöne es geplant hatte, doch im letzten Augenblick scheiterte der Überfall an etwas Unvorhergesehenem, ebenso Nichtigem wie Alltäglichem: am Faktor Mensch.

Das Gesicht in den Sturmmasken verborgen, das Motorrad vor der Bankfiliale in Stellung, in der einen Hand eine Plastiktüte, in der anderen die Pistole – so betraten Romulus der Schöne und Johnny Pox das Lokal, als gerade kein Kunde darin war. Wortlos füllten die Angestellten die Tüten mit Scheinen und Münzen, während der Filialleiter (Señor Villegas) seine Untergebenen zur Kooperation anhielt, um ein Blutbad zu verhindern. In weniger als einer Minute war der Überfall vollzogen. Beim Hinausgehen blieb Johnny Pox vor der Auslage eines sechsteiligen Porzellservices stehen und fragte, ob sie das nicht auch mitnehmen sollten.

«Nein», sagte Romulus, «der Plan sieht vor, dass wir uns unverzüglich aus dem Staub machen.»

«Aber, Menschskind, hast du gesehen, was für ein Geschirr, Romulus? Göttlich, göttlich!»

«Das ist nicht der Moment, sich zu outen, Johnny.»

Hier mischte sich Señor Villegas ein und erklärte, das Geschirr sei ein Geschenk für die, die eine Sechs-Monate-Einlage von über zweitausend Euro leisteten.

«Ach», seufzte Johnny, «und woher soll ich so viel Geld nehmen?»

«Wenn Sie mir den Vorschlag gestatten, Señor Pox», sagte Señor Villegas, «so können Sie es aus der Plastiktüte nehmen. Und denken Sie daran, dass Sie das Geld mitsamt dem Zins in sechs Monaten wieder abheben können. Das einzige Problem besteht darin, dass das Geschäft einiger Formalitäten bedarf. Hier arbeiten wir nicht einfach drauflos. Hier pflegen wir einen persönlichen Umgang mit den Kunden. Fragen Sie nur Don Romulus, dem wir kürzlich ein Darlehen gewährt haben, oder fragen Sie die Leute, die sich in diesem Moment vor dem Eingang drängen, um dem Überfall beizuwohnen.»

Eine Stunde später standen Romulus der Schöne und Johnny Pox vor dem Richter. Johnny wurde wegen Zugehörigkeit zu einer bewaffneten Bande verurteilt, doch weil er nichts Böses getan hatte, wurden ihm mildernde Umstände zugebilligt, und er stand gleich wieder auf der Straße. Romulus wurde zu einer Haftstrafe von zwanzig Jahren verknurrt. Angesichts dessen, dass er schon vorher in einer Irrenanstalt eingesperrt hatte, verfügte das Gericht seine Einweisung in eine Institution gleicher Natur. Da diese Institutionen der Sozialversicherung angehörten, wartete er nun schon mehrere Monate auf einen freien Platz.

«Die können jeden Moment anrufen», sagte er abschließend, «und das geht mir, ehrlich gesagt, sehr gegen den Strich. Ich bin an die Freiheit gewöhnt, du verstehst schon. Wenn ich bloß ein bisschen Geld hätte, würde ich irgendwohin verduften. Aber ich bin vollkommen blank.» Er seufzte, schwieg einen Augenblick und sagte dann in verändertem Ton: «Nun, ich will dich nicht mit meinem Kummer belasten. Erzähl von dir. Wie geht's dir denn so?»

«Sehr gut», antwortete ich.

Die Wirklichkeit sah freilich ganz anders aus, aber die Geschichte meines armen Freundes hatte mich traurig gestimmt, und ich mochte seinen Kummer nicht noch vergrößern mit der Schilderung meiner eigenen Nöte. Nach einigen abenteuerlichen Gehversuchen, die ich seinerzeit schriftlich festgehalten habe, führte ich seit ein paar Jahren einen Damensalon, den in letzter Zeit mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit nur ein Caixa-Angestellter aufsuchte, um die Rückstände bei der Abzahlung meiner Kredite einzufordern. Die Krise hatte in der tüchtigen sozialen Schicht gewütet, auf die mein Geschäft ausgerichtet war, nämlich die der armen Teufel, und zum Gipfel allen Unglücks gaben die wenigen Frauen, die noch nicht kahl waren und über Geld verfügten, dieses in einem vor kurzem gegenüber dem Salon eröffneten chinesischen Warenhaus aus, wo Glasperlen, Trödel und anderer Firlefanz zu Schleuderpreisen verkauft wurden. Da dieses Warenhaus überdies der beste Kunde der Caixa war, hatte es keinen Sinn, ihm die Schuld in die Schuhe zu schieben, um Aufschub bei der Abzahlung von Krediten zu erbitten, die es mir nur mit Mühe und Not erlaubten, den Laden offenzuhalten und alle Jubeljahre etwas zu essen.

«Ja», sagte Romulus, «man braucht dich bloß anzuschauen.»

Danach widmete er seine ganze Aufmerksamkeit den Sardellen, als wäre mit dieser Bemerkung die Aufarbeitung unserer beider Leben abgeschlossen, so dass wir ein neues Thema anschneiden konnten. Doch ich kannte ihn genau und war überzeugt, dass er bloß Zeit gewinnen wollte, um zur Sache zu kommen. Tatsächlich beendete er nach einer Weile sein schmatzendes Schlingen, trank den Wein aus, wischte sich mit der Serviette Lippen und Finger ab, schaute mich aus halbgeschlossenen Augen an und sagte:

«Was ich dir vorhin erzählt habe, das mit dem Überfall und so, das ist allgemein bekannt, Zeitung und Fernsehen haben darüber berichtet. Aber was ich dir jetzt sagen werde, muss unter uns bleiben. Ich habe volles Vertrauen in deine Diskretion.»

«Ich würde sie lieber gar nicht erst anwenden müssen, Romulus, erzähl mir keine Geheimnisse.»

«Na, komm schon, um unserer Freundschaft willen», fiel er mir ins Wort. «Mit irgendjemandem muss ich über diese Dinge reden, und ich weiß, dass ich mit dir genauso rechnen kann wie früher. Also pass auf. Vorhin habe ich gesagt, dass ich nicht ins Gefängnis will. In meinem Alter würde ich das nicht überstehen. Also habe ich beschlossen zu fliehen. Brasilien scheint mir ein guter Ort zu sein: angenehmes Klima, Weiber und Fußball. Aber ohne Geld kann ich nicht abhauen. Darum habe ich dich gefragt ... Nein, nein, keine Bange, ich werde dich nicht anpumpen. Ich ahne schon, wie deine finanzielle Lage aussieht. In Wirklichkeit ...»

Er senkte die Stimme, beugte sich vor, bedeutete mir mit

einem Handzeichen, es ihm gleichzutun, und als unsere Köpfe über dem leeren Teller zusammensteckten, fuhr er flüsternd fort:

«Ich habe einen Coup geplant. Etwas Sensationelles. Ohne Risiko, ohne großen Aufwand, ohne unangenehme Zufälle. Alles ist vorbereitet. Nur die Mannschaft fehlt mir noch. Wie sieht's aus?»

«Du machst mir einen Vorschlag?»

«Natürlich», rief er frohgemut.

«Du irrst dich in der Person, Romulus. Zu so etwas taue ich nicht. Ich bin bloß ein Damenfriseur, dazu noch ohne Kundschaft.»

«Na komm, wen willst du denn hinters Licht führen? Haben wir uns etwa eben erst kennengelernt? Du bist der gewiefteste Dieb in dieser Wahnsinnsstadt. Du warst schon immer ein Meister: verschwiegen, penetrant, tödlich. In der Anstalt hat man dich ‚das giftige Fürzchen‘ genannt, hast du das vergessen?»

Die Erwähnung dieses ehrenvollen Spitznamens erfüllte mich einen Augenblick mit nostalgischem Stolz. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, Schmeicheleien mehr zu fürchten als Drohungen, so dass ich in die Gegenwart zurückkehrte und sagte:

«Danke, Romulus, aber ich lehne die Einladung immer noch ab. Sei mir nicht böse. Natürlich habe ich nichts von dem gehört, was du mir gesagt hast. Wir haben nicht einmal hier Tapas gegessen und etwas getrunken. Das nur, falls ich gefragt werde. Bei mir werde ich immer voller Zuneigung an diese Begegnung denken. Ich wünsche dir das Allerbeste.»

Wir nahmen meinen Bauern- und seinen Lodenmantel vom Garderobenständer, und er griff sich noch den Schal

eines vertrauensseligen Gastes. Es war stockdunkle Nacht geworden, und ein kalter Wind pfiff, als wir uns auf der Straße umarmten und jeder seines Weges ging.

Nach dieser Begegnung war ich verwirrt und voller Sorge. Ich fragte mich, ob ich mich nicht bestimmter hätte verhalten sollen, sei es mit dem Versuch, Romulus von einem Projekt abzubringen, das ich mir undurchführbar und höchst riskant ausmalte, sei es, indem ich ihm in seiner misslichen Lage meine Hilfe anbot. Aber was konnte ich schon tun? In meinen jungen Jahren war ich, wie erwähnt, ein gesichtsloser Übeltäter gewesen: ungeschickt, ängstlich und phantasielos. Mit der Zeit kam zu diesen Gaben noch die Niederträchtigkeit, als Polizeispitzel Schlimmeres verhindern zu wollen, doch es war verlorene Liebesmüh. Romulus der Schöne war das genaue Gegenteil: talentiert, ehrgeizig, beherzt und voller Berufsstolz. Er beschränkte sich nicht wie so viele andere darauf, von einem großen künftigen Coup nur zu träumen, sondern plante ihn bis in die kleinsten Einzelheiten und führte ihn dann aus, ohne sich von der Gefahr oder den Mühen abschrecken zu lassen. Ob es ihm schließlich gelang oder nicht, ist ein anderes Kapitel.

Einmal, vor vielen Jahren in der Besserungsanstalt, erzählte er mir, wie er versucht hatte, sein sogenanntes *capo-lavoro* zu schaffen, und es auch beinahe zustande gebracht hätte. Zwar war er kein Fußballfan wie ich, doch er wusste haargenau, welche Emotionen dieser Sport auslöst, und so kam er auf die Idee, die Barça-Stammformation zu entführen und von jedem Klubmitglied ein Lösegeld von zehn Peseten zu fordern, womit er über eine Million verdienen würde, ohne dadurch jemanden in den Bankrott zu treiben. Der Plan sah vor, auf einer ihrer Reisen das Flugzeug

der Spieler und ihrer Betreuer in seine Gewalt zu bekommen. Da er nicht nur über Phantasie, sondern auch ein beträchtliches handwerkliches Geschick verfügte, entwarf und baute er aus Holz, Plastik und Metall einen Spielzeugmüllwagen, den man auseinandernehmen und zu einem 67er Smith-&-Wesson-Revolver, Kaliber 38, umbauen konnte, zwar ebenfalls ein Spielzeug, aber höchst effizient. Als das Artefakt nach monatelanger Arbeit fertig war, brachte er das Datum in Erfahrung, an dem die Fußballmannschaft reisen musste, kaufte ein Ticket für denselben Flug und ging mit der Lastwagen-Pistole an Bord, ohne Verdacht zu erwecken. Nach dem Start und nachdem der Flugkapitän das Anschnallzeichen ausgeschaltet hatte, klappte er den Klapp Tisch herunter und begann den Lastwagen umzubauen. Der Flug war unruhig, und die Nervosität besorgte den Rest: Als der Sinkflug zum Flughafen Santander begann, wo Barça gegen die lokale Mannschaft (Racing) anzutreten hatte, lagen viele Teile des Lastwagens noch verstreut auf dem Klapp Tisch, und einige kullerten zwischen den Schuhen der Passagiere umher. Die Stewardess beschwor ihn, den Tisch hochzuklappen und seine Rückenlehne senkrecht zu stellen, und Romulus blieb kaum noch Zeit, die restlichen Teilchen einzusammeln und einzustecken.

Von diesem Misserfolg ließ er sich nicht entmutigen: In den Stunden zwischen der Ankunft und der Rückreise der Spieler setzte er sich auf eine öffentliche Bank gegenüber dem El-Sardinero-Stadion und übte sich in der Zusammensetzung der Waffe, bis er alle Handgriffe perfekt beherrschte. Er hatte Glück und bekam einen Platz in der Maschine, in der die Mannschaft nach dem Spiel zurückflog. Es war schon dunkle Nacht und das Licht in der Ka-

bine nicht sehr hell, und wie schon bei der Anreise wurde das Flugzeug von Böen geschüttelt. Trotzdem gelang es ihm, den Lastwagen rechtzeitig zu zerlegen und zum Revolver umzubauen. Allerdings war bei dem Gerüttel keine Präzisionsarbeit möglich – der Pistolenlauf schaute nach oben, der Abzug fehlte, und das Ganze sah eher nach Gießkanne als nach sonst etwas aus, doch in den Händen eines entschlossenen Mannes konnte die gewünschte Wirkung nicht ausbleiben. Romulus zauderte nicht: Er zog ein Tuch aus der Tasche, öffnete den Sicherheitsgurt und stand auf. Da er vergessen hatte, den Tisch hochzuklappen, erhielt er einen kräftigen Schlag in den Magen. Gekrümmt, mit der einen Hand das Taschentuch über den unteren Teil des Gesichts, mit der anderen den Revolver haltend, schritt er entschlossen durch den Gang und rief:

«Aus dem Weg! Aus dem Weg! Keine Bewegung, und es wird Ihnen nichts geschehen!»

Die Passagiere duckten sich mit Schreckensgesten und -schreien in ihren Sitzen und bedeckten das Gesicht mit den Händen oder der Bordzeitschrift *Ronda Iberia*. Im Nu stand er vor dem Cockpit, riss die Tür auf, drang mit Gebrüll ein und schloss die Tür wieder hinter sich. Da merkte er, dass er in seiner Hast die falsche Richtung eingeschlagen hatte und in die Hecktoilette eingedrungen war. Über den Lautsprecher gab der Pilot die Anweisungen für die Landung auf dem Flughafen El Prat durch. Wütend und mit zitternden Händen zerlegte er die Pistole wieder, versteckte einmal mehr die Teilchen in den Hosentaschen und verließ sein Gefängnis. Im Gang stieß er auf keinen Geringeren als Andoni Zubizarreta, der ihn im Namen der ganzen Mannschaft fragte, ob es ihm wieder besser gehe. Er nickte, bedankte sich, entschuldigte sich bei Passagieren

und Stewardessen mit dem Hinweis, er sei bei den Turbulenzen plötzlich unpässlich geworden, und beschloss, die Ausführung seines Plans auf später zu verschieben. Weitere Unannehmlichkeiten, etwa verhaftet, wegen eines früheren Vergehens verurteilt und ins Sanatorium gesteckt zu werden, zwangen ihn, das Vorhaben auf unbestimmte Zeit zu vertagen, doch seine Entschlossenheit schwand ebenso wenig wie seine Überzeugung, dass, wären da nicht ein oder zwei mit der Erfahrung leicht zu korrigierende geringfügige Details gewesen, die Entführung ein voller Erfolg gewesen wäre, der ihm Reichtum und Ruhm verschafft hätte. Bis er wieder in Freiheit war, hatten sich die Sicherheitsmaßnahmen auf den Flughäfen sehr verschärft, und Barça reiste unter anderen Bedingungen. Von diesem epischen Projekt blieben nur die Frustration seines Schöpfers und die Bewunderung derer, die wie ich die Schilderung aus seinem Munde hörten.

Wieder zu Hause, hatte ich bereits beschlossen, dass meine Haltung gegenüber Romulus' Vorschlag die richtige war. Ehrlich gesagt war ich in all den Jahren, die vergangen waren, seit mich meine Fehlritte ins Sanatorium geführt hatten, nie mehr auf die Idee gekommen, eine Straftat zu begehen. Ich war nicht nur rehabilitiert und hatte der Gesellschaft meine Schuld zurückgezahlt, sondern durfte mich rühmen, ein vorbildlicher Bürger zu sein. Für nichts auf der Welt hätte ich meine Freiheit oder gar meine Haut aufs Spiel gesetzt. Für nichts auf der Welt außer für Romulus den Schönen.